

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 4

Artikel: Über das Wort "Brot"
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sein Werk wird bleiben, aber sein größtes Vermächtnis ist, daß er uns den Mut zu uns selbst gibt, den Mut zum erfüllten Augenblick. Seine letzte Arbeit, «Der blinde Schütze», gewidmet der Seele der Hündin Leika, umgebracht 1957 im Weltall, scheint uns zu fragen, zu mahnen: in was für einer Welt leben wir? — Der Glanz seiner Schriften wird wachsen in einer Welt, die selbst immer mehr verblaßt, sich verdüstert.

Aber in diese sich verdüsternde Welt begleitet uns sein tröstliches Vermächtnis: Mut zur Ungeborgenheit, Mut zur Wandlung, eine wache Bereitschaft, ein Offensein, das immer wieder den Zugang findet zu den ewigen Gewalten. Er, der immer an den Grenzen von Leben und Tod, in einer ungeheuren Spannung lebte und schuf, fand das Wort, das hier als letztes gesagt werden soll:

«Vielleicht war es früher so, daß ein Mensch einfach bis zur Grenze ging, und dort starb er dann, und das ewige Leben begann. Seit Jesu Christo geht aber die Grenze mit, und so weiß niemand im Grunde, wann und wo das ewige Leben beginnt.» (Aus *Der Zauberer*, 1955, «Vom vollkommenen Leben», S. 187.)

ÜBER DAS WORT «BROT»

VON HERMANN HESSE

Wir Dichter sind von der Sprache abhängig, sie ist unser Werkzeug, ein sehr kompliziertes Werkzeug, dessen Beherrschung keinem Einzelnen je ganz gelingt; wenigstens kann ich von mir sagen, daß ich seit meinem Eintritt in die Schule vor mehr als siebenzig Jahren nichts anderes so zäh und fortdauernd betrieben habe wie die Bemühung um die Kenntnis und Beherrschung der deutschen Sprache, und daß ich mir darin immer noch wie ein staunender Anfänger vorkomme, der sich bezaubert und halb ängstlich, halb beglückt in die Irrgärten des Alphabets einführen läßt, wo man aus einem kleinen Häufchen von Buchstaben Wörter, Sätze, Bücher und graphische Abbilder des ganzen Weltalls zusammensetzen kann.

Grundstock und erste Elemente der Sprache sind nun die Wörter. Im Umgang mit ihnen entdecken wir bald, daß ein Wort, je älter es ist, desto mehr Lebensstärke und Beschwörungskraft enthält. Die Namen, mit

denen Adam im Paradiese die Bäume und Blumen anrief, hatten andere und tiefere Kräfte als die, mit denen der verdienstvolle Linné sie später bedachte.

Unsre Sprachen sind alle von ziemlich hohem Alter, aber ihr Wortschatz ist in immerwährendem Wechsel begriffen. Wörter können erkranken, sie können sterben und für immer verschwinden, und neue Wörter können jeden Tag in jeder Sprache zum alten Bestand hinzukommen. Doch ist es mit diesem Wachstum so beschaffen wie mit jedem Fortschritt: wir können bewundernd über die Fähigkeit der Sprache staunen, für neue Dinge, neue Lebensverhältnisse, neue Funktionen und Bedürfnisse des Menschenlebens Bezeichnungen zu erfinden, aber wir merken bei näherem Zusehen doch bald, daß von hundert scheinbar neuen Wörtern neunundneunzig nur mechanische Kombinationen aus dem alten Bestande sind, ja überhaupt gar keine wirklichen und echten Wörter, sondern eben nur Bezeichnungen, Notbehelfe. Was unseren Sprachen in den letzten zwei Jahrhunderten an neuen Vokabeln zuge wachsen ist, ist an Zahl ganz ungeheuer und staunenswert, aber an Gewicht und Ausdruckskraft, an sprachlicher Substanz, an Schönheit und echtem Goldgehalt ist es jämmerlich arm, es ist dieser scheinbare Reichtum eine Art von Inflationszauber.

Nehmen wir eine beliebige Seite einer beliebigen Zeitung in die Hand, so stoßen wir auf Dutzende von solchen Vokabeln, die es vor kurzem noch nicht gab und von denen wir nicht wissen, ob es sie übermorgen noch geben werde. Solche Wörter, ganz ohne Tendenz einem Zeitungsblatt entnommen, lauten etwa so: Tochtergesellschaft — Dividendenaus schüttung — Rentabilitätsschwankung — Atombombe — Existentialismus. Es sind komplizierte, lange und anspruchsvolle Vokabeln, aber sie haben alle den selben Fehler, es mangelt ihnen eine Dimension, sie bezeichnen zwar, aber sie beschwören nicht, sie kommen nicht von unten, aus der Erde und dem Volk, sondern von oben, aus den Redaktionsstuben, den Kontoren der Industrie, den Amtsstuben der Behörden.

Alte, echte, gewachsene, goldene, gediegene, vollwertige Wörter aber sind: Vater, Mutter, Ahnen, Erde, Baum, Berg, Tal. Jedes von ihnen wird vom Hirtenbuben ebenso verstanden wie vom Professor oder Bundesrat, jedes von ihnen spricht nicht nur zu unsrem Verstand, sondern auch zu unsern Sinnen, jedes ruft einer Wolke von Erinnerungen, Vorstellungen und Anklängen, jedes meint etwas Ewiges, Unentbehrliches, nicht Wegzudenkendes.

Zu diesen guten, bedeutungsschweren Wörtern gehört auch das Wort *Brot*. Man braucht es nur auszusprechen und das in sich einzulassen, was es enthält, so sind schon alle unsre Lebenskräfte, die des Leibes wie die der Seele, angerufen und in Tätigkeit versetzt: Magen, Gaumen, Nase, Zunge, Zähne, Hände sprechen mit, und in der Seele erwachen hundert Erinnerungen, es fällt uns der Eßtisch im Vaterhause ein, rundum sitzen

die lieben vertrauten Gestalten der Kindheit, Vater oder Mutter schneidet vom großen Laib die Stücke und bemißt ihre Größe und Dicke je nach dem Alter oder Hunger des Empfängers, in den Tassen duftet die warme Morgenmilch. Oder es überfällt uns mit heftigem Reiz die Erinnerung, wie es ganz früh am Morgen, noch bei halber Nacht, vom Haus des Bäckers her gerochen hat, warm und nahrhaft, anregend und begütigend, Hunger weckend und ihn halb auch schon stillend. Wir sehen die alte Magd wieder, wie sie den Tisch deckt, den dicken runden Holzteller auf das Tuch stellt und das Brot darauf legt, den schweren Laib mit dem leisen Glanz auf der Höhe seiner dunkelbraunen Wölbung und dem matten Mehlpudder auf der Flachseite, und daneben legt sie das große Messer mit seinem stämmigen Hartholzgriff und der breiten Klinge.

Und weiter erinnern wir uns, durch die ganze Weltgeschichte hindurch, der tausend Szenen und Bilder, in denen das Brot eine Rolle spielt, die Worte von Dichtern melden sich und viele Worte der Bibel, und überall hat das Brot neben der derben nahrhaften Bedeutung des Alltags auch noch eine höhere, bis hinauf zu jenem Gleichnis des Heilands bei der Stiftung des Abendmahls, wir werden der Anklänge und Erinnerungen gar nicht mehr Herr, sie fluten uns aus hundert Bildern großer Maler zu und aus allen Bezirken menschlicher Dankbarkeit und Frömmigkeit bis zu dem mystischen Klang in Sebastian Bachs Passion: «Nehmet, esset, das ist mein Leib.»

Statt einer so kleinen Betrachtung könnte man über das Wort *Brot* auch ein ganzes Buch schreiben.

Das Volk, der Schöpfer und Bewahrer der Sprache hat für das Brot Ausdrücke der Zärtlichkeit und der Dankbarkeit gefunden, von denen ich nur zwei zu nennen brauche, um wieder eine Reihe von Anklängen wachzurufen. Das Volk spricht gern vom «lieben Brot», und die Italiener und Tessiner, wenn sie einen Menschen als wahrhaft gut bezeichnen und rühmen wollen, nennen ihn «buono come il pane».